

Kultur pflanzen

ALUMNICAMPUS ZU BESUCH BEI PROF. EM. DIPL.-ING. GÜNTER NAGEL GRÜNPLANUNG UND GARTENARCHITEKTUR

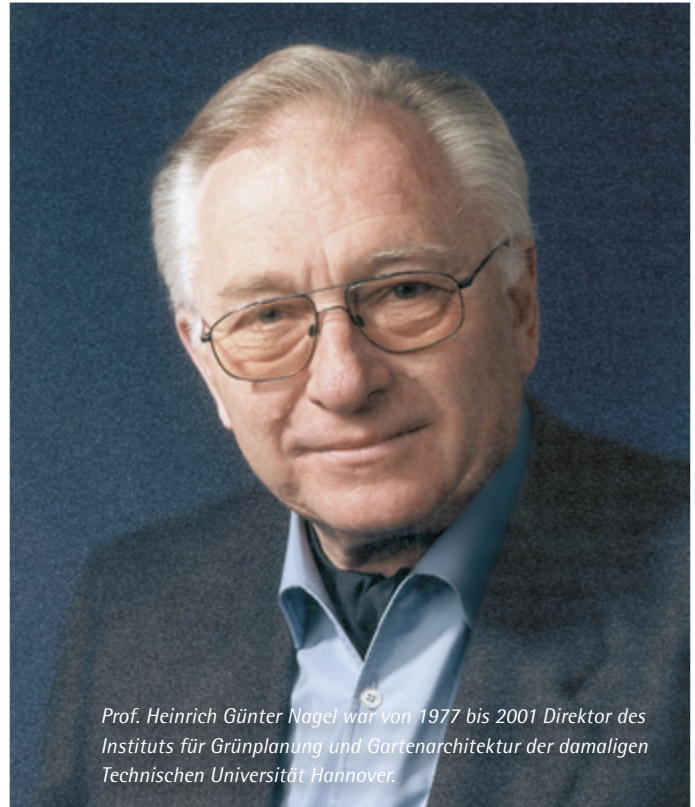
Günter Nagel war von 1977 bis 2001 an dem Vorläufer des heutigen Instituts für Landschaftsarchitektur tätig. Seit 1982 ist er Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, deren Sektion Baukunst er von 1997 bis 2006 leitete. Er war maßgeblich an der Gründung des Zentrums für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur beteiligt, das als Forschungszentrum der Leibniz Universität Hannover im Juni 2002 ins Leben gerufen wurde. Mit ihm sprach Jan Gehlsen, der als Kanzler 20 Jahre lang die Entwicklung der Universität begleitet hat.

Wenn es überall in der Universität Schilder mit Informationen darüber gäbe, wer die einzelnen Standorte planerisch und gestalterisch geprägt hat, wäre Ihr Name sehr häufig zu lesen.

■ Das kann sich nur auf die im Verhältnis zum Alter der Universität kurze Zeit seit meinem Wechsel von Berlin nach Hannover im Jahre 1977 beziehen und in vielen Fällen wäre ich allenfalls gemeinsam mit Friedrich Spengelin zu nennen. Er war bereits 1961 nach Hannover gekommen und schon lange Vorsitzender des mit wechselnden Bezeichnungen für die Flächenplanung zuständigen Gremiums, als ich dazukam. Mit Herrn Spengelin habe ich – auch in anderen Zusammenhängen – viel und gern zusammengewirkt; schon vorher Mitglied, war ich von 1993 bis 2001 sein Nachfolger als Vorsitzender. In diese Zeit fiel die Entwicklung, die es der Universität durch die Übernahme der Liegenschaften Conti und Werkkunstschule ermöglichte, ihre Aktivitäten – mit Ausnahme der notwendigen Außenstandorte Garbsen und Marienwerder – auf Nordstadt/Herrenhausen zu konzentrieren. Das hat viel Arbeit gemacht, vor allem zahllose Umzüge ausgelöst, bedeutete aber die Wahrnehmung der ganz einzigartigen Chance, dass eine große Großstadt-Universität innenstadtnah einen fast zusammenhängenden Campus mit unvergleichlich prachtvoller Gartenumgebung bekam. Das Bild wäre nicht vollständig, wenn nicht erwähnt würde, wie qualitativ und energisch das alles durch den Bau- und Flächenverantwortlichen der Universitätsverwaltung, Dipl.-Ing. Wolfgang Pietsch, vorbereitet und umgesetzt wurde. Dem Senat und der Hochschulleitung konnten Entscheidungsvorschläge gemacht werden, über die schon weitgehend Einigung bestand.

Das ging über Ihr eigenes Fachgebiet deutlich hinaus.

■ Dafür gibt es kein bis in die Einzelheiten hinein passendes Fachgebiet. Die Zusammenarbeit mit dem Architekten und Stadtplaner Spengelin war ideal dafür und ging auch über seine Emeritierung hinaus weiter. Unter den Fällen, in denen es um Grünplanung ging, ragt die jahrelange Befassung mit dem Welfengarten heraus. Obwohl im Eigentum des Landes, war er gut sechzig Jahre lang von der Stadt verwaltet worden. Anfang der achtziger Jahre waren Land und Stadt sich einig, dass der Garten von der Universität verwaltet werden sollte, der er ja auch diente. Im Institut für Grünplanung wurde eine Darstellung des Zustandes erarbeitet, die zahlreiche Mängel offenbarte. Eine Ursache dafür, die fortbesteht, ist eine Art Übernutzung. Sie beruht darauf, dass der Welfengarten nicht nur der Universität, sondern noch intensiver den Bewohnern der Nordstadt dient. Sie durchqueren ihn – nicht notwendig auf den vorgesehenen Wegen, um zur Stadtbahn oder in den Georgengarten zu gelangen, sie führen dort



Prof. Heinrich Günter Nagel war von 1977 bis 2001 Direktor des Instituts für Grünplanung und Gartenarchitektur der damaligen Technischen Universität Hannover.

ihre Hunde aus, feiern Grillfeste usw. Dagegen ist nichts einzuwenden, es bedeutet aber Stress für die Vegetation. Nachdem die Übernahme durch die Universität stattgefunden hatte, hat unser Institut ein Parkpflegewerk erarbeitet, das zwingende und wünschenswerte Verbesserungen zusammenfasste. Wegen der Knappheit der Mittel ist man über das zwingend Erforderliche kaum hinausgekommen.

Immerhin gibt es den Teich mit der ästhetisch und konstruktiv interessanten Brücke, die der Hofbaumeister Laves gegen Mitte des 19. Jahrhunderts entworfen hat.

■ Das ist eine Freude und ich bin stolz darauf. Die Beschäftigung mit den grünplanerischen Themen hatte für mich immer auch den Aspekt, fortgeschrittenen Studierenden die Möglichkeit zu geben, an Aufgaben mitzuwirken, die nicht nur akademisches Übungsmaterial sind. Bei der Arbeit an einer historischen Gartenanlage wird die Notwendigkeit der Pflege und der Vorausschau deutlich. Um das Werk zu erhalten und die Kontinuität zu gewährleisten, müssen Gehölze beschnitten sowie Bäume gefällt und ersetzt werden. Das führt manchmal zu Auseinandersetzungen mit einem missverstandenen Naturschutz, der unter Verkennung der kulturellen Aspekte Bäume und Büsche bis zu quasi-natürlichem Tode wuchern lassen will. Für die Gestaltung des Innenhofes zwischen den ehemaligen Conti-Gebäuden gab es einen Wettbewerb für studentische Arbeitsgrup-



Der Teich im Welfengarten hinter dem Hauptgebäude wurde anlässlich des 200. Geburtstages von Georg Ludwig Friedrich Laves 1988 neu angelegt. Zur Teichanlage gehört auch die ursprünglich von Hofbaumeister Laves entworfenen Brücke. 2012 wurde die Teichanlage komplett saniert.

pen. Es gibt der studentischen Planungs- und Entwurfsarbeit eine schöne Ernsthaftigkeit, wenn die Beteiligten wissen, dass Ergebnisse realisiert werden.

Wir müssen darauf kommen, dass sich hinter dem geheimnisvollen Kürzel CGL eine einzigartige Forschungseinrichtung verbirgt, die ganz viel mit Ihnen zu tun hat, der Sie von 1986 bis 1988 ja auch Vizepräsident für Forschung unserer Universität waren.

■ Das Kürzel beruht auf der englischen Bezeichnung des im Jahre 2002 durch Senatsbeschluss geschaffenen Zentrums für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur; nach einer erfolgreichen Evaluierung im Jahre 2009 ist es eines der Forschungszentren der Leibniz Universität. Einzigartig ist es tatsächlich, weil es – anders als in England und den USA – in Kontinentaleuropa zuvor keine Forschungsstätte für diese Themen gab. Dem Zustandekommen des CGL gingen mehrere Jahre der Vorbereitung durch internationale Tagungen und immer weiter ausdifferenzierte Planungsunterlagen voraus. Die Gründungsidee des CGL war es, die gartenhistorische Forschung und die zeitgenössische Landschaftsarchitektur näher zusammenzubringen. Die historische Entwicklung von Gartenkunst und Grünplanung sowie die Gartendenkmalpflege wurden in Hannover durch Professor Dieter Hennebo (1923–2007) in herausragender Weise gepflegt. Studierenden vieler Jahrgänge wird er besonders durch die Ex-



Prof. Dieter Hennebo war von 1978 bis 1987 Professor für Geschichte der Freiraumplanung, der Gartenkunst, des Stadtgrüns und der Gartendenkmalpflege.

Erfolgsgeschichte darstellt, war durchaus ein Wagnis, als ich zu Beginn der neunziger Jahre mit der Idee an Herrn Hennebo herantrat und er sich auf das gemeinsame Unternehmen einließ. Er hat sich an dem Gedeihen vor seinem Tode noch erfreuen können.

Jan Gehlsen

kursionen an alle gartenkunst-historisch bedeutsamen Orte in Erinnerung sein. Die Professur, die Herr Hennebo seit 1968 innehatte, war eine Art Alleinstellungsmerkmal für die ganze Universität. Er ist mit Publikationen hervorgetreten, die seine Fächer davon befreit haben, als Anhängsel anderer zu gelten. In Hannover arbeiteten Hennebo und ich als entwerferisch tätige Landschaftsarchitekten in der Umgebung weiterer Fächer, die zu den Themen des Zentrums beitragen können. Vielfältige Unterstützung materieller und immaterieller Art kam aus dem In- und Ausland.

Gebührenzähler, Schwarzes Brett und Waschsalon

STUDIERN IN DEN NEUNZIGERN

»Eigentlich war da doch nichts Besonderes.« So ähnlich äußerten sich viele Absolventen der Neunziger zunächst, die AlumniCampus bat, Typisches aus ihrem Studienleben zu berichten. Doch so nach und nach fiel den meisten im Vergleich zu heute einiges ein, das prägend für die Zeit vor dem Jahrtausendwechsel war. Die Studierenden in Hannover plagte die Wohnungsnot, der Kleinanzeiger »Der heiße Draht« und das Schwarze Brett waren wichtige Informationsquellen, Studentendemos zogen durch die Straßen und in WGs teilte man sich ein Telefon mit Kabel. Unvergessen sind auch die neuen Postleitzahlen, die 1993 eingeführt wurden, die Chaostage, bei denen es 1995 zu Straßenschlachten in Hannover kam, und die Schlagzeilen um das erste Klonschaf Dolly. Dr. Petra Burandt hat von 1993 bis 2002 an der Universität Hannover Biologie studiert und im Anschluss promoviert und berichtet davon, wie sie die Zeit ohne Internet und Handy erlebt hat.



Petra Burandt als Studentin in den Neunzigern • Foto: Burandt



Im gelben Heft wurden alle Leistungsscheine gesammelt. • Quelle: Burandt

Die Studienplätze für Biologie wurden Anfang der Neunziger über die ZVS vergeben. Petra Burandt hatte Sorge, ob sie ihren Erstwunsch Hannover zugeteilt bekommen würde. Noch während der Schulzeit war sie aus der elterlichen Wohnung in Burgdorf ausgezogen, hatte dann nach dem Abitur bei der Deutschen Bank eine Ausbildung gemacht und stand somit in Hannover schon auf eigenen Füßen. Trotz der Ausbildung stand für sie fest, dass sie noch studieren wollte. »Die I-Bescheinigung war damals

schon ein unscheinbarer gestanzter Zettel – heute gibt es ja in vielen Bereichen schicke Karten. Für die Scheine bekam man ein gelbes DIN A5-Heft. Das habe ich bis heute gut verwahrt«, sagt Burandt. Für das Fach Biologie verteilten sich die Veranstaltungen auf die Universität, die TiHo und die MHH. »Wir hatten als Studierende in kurzer Zeit lange Wege zu überbrücken. Das war gar nicht immer so einfach, denn die Stadtbahn zum Bünteweg gab es zum Beispiel noch gar nicht. Wenn man Glück hatte, dann bekam man einen Bus«, erinnert sie sich. »Im Grundstudium wurde kräftig ausgesiebt, das war sehr chemielastig. Auch ich musste eine BAföG-Verlängerung beantragen, weil ich nicht alle Prüfungen im ersten Anlauf geschafft habe.« Ohne Internet spielte die TIB eine große Rolle. »Große Bücher habe ich bestellt und sie dann stundenlang kopiert«, er-

zählt sie. »Und um sich für die Kurse anzumelden, musste ich durch die Stadt einzeln zu jedem Institut fahren und mich am Schwarzen Brett oder im Sekretariat in eine Liste eintragen.« Überhaupt seien die Schwarzen Bretter Gold wert gewesen. Darüber bekam man nicht nur Informationen über das Studium, sondern auch Zimmer oder Nebenjobs. Die Listen hatten aber auch ihre Tücken. »Erst einmal hat man sich überall eingetragen, aber abgemeldet haben sich leider nur wenige, soweit sie anderweitig einen Platz sicher hatten – und so waren manche Kurse letztendlich doch nicht komplett voll.« Die Fachschaften spielten eine wichtige Rolle bei der Prüfungsvorbereitung. Zu den Vorlesungen waren dort meistens Skripte günstig zu erwerben, kleine Hefte aus getackerten Kopien. Wollte man ins Ausland, musste man zu einem bestimmten Professor in die Sprechstunde gehen, der dafür in dem Fachbereich Ansprechpartner war. Eigene Recherche war ohne Internet schwierig.

Die große Eigenverantwortung und Freiheit im Studium hat Petra Burandt genossen. Nach einer Party am nächsten Morgen auch mal ohne Schlaf in die Acht-Uhr-Vorlesung zu fahren, das kam durchaus vor. »Mit Anfang 20 schafft man das noch«, schmunzelt sie. »Wenn ich an Bio-Par-



Immatrikulationsbescheinigung von 1993 • Quelle: Burandt



Schulterpolster, Jeanshemden, Westen: Germanistik-Studenten mit Prof. Dr. Martin Rector bei einer Lesung in den Neunzigern • Foto: Schöll

ties denke, fallen mir immer billiges Bier und das Lied ›Lady Marmelade‹ ein. Der Elchkeller war eher nicht so meine Welt.« Pera Burandt berichtet, dass viele Kommilitonen geraucht haben. »Aber beim Ausgehen roch sowieso alles nach Zigarettenqualm«, lacht sie, denn Rauchverbote in Kneipen, Bars und Diskos gab es nicht.



Nicht jederzeit erreichbar: Statt Handy gab es ein Telefon mit Kabel und Gebührenzähler – damit auch abgerechnet werden konnte.



Wer sich keine Waschmaschine leisten konnte, ging in den Waschkalender. • Quelle: Mattes via wikipedia commons

Die Wohnungsknappheit war in den Neunzigern ein großes Thema. Petra Burandt hatte meistens Glück. Ihre WGs hat sie über persönliche Kontakte gefunden. Ansonsten kaufte man sich Zeitungen und musste jeden Mittwoch und Samstag mit einem Pulk von Leuten auf Wohnungsbesichtigung gehen. Oft traf man dieselben Leute immer wieder. Zu der Zeit wurden selbst ausgebaute Waschkeller von Maklern als Wohnraum angeboten. »Man wusste gar nicht, dass die teilweise nicht einmal die Mindeststandards an Deckenhöhe erfüllen und somit als Wohnung gar nicht zulässig waren.« Manche Vermieter vermieteten WG-Zimmer sogar einzeln und kontrollierten, ob man als Frau keinen Herrenbesuch über Nacht empfing. »Der heiße Draht« war damals eine gute Quelle, um günstig an

gebrauchtes Mobiliar zu kommen. »So fand ich auch eine Waschmaschine für unsere WG – für 50 Mark. Das war besser als in den Waschkalender zu gehen«, erzählt Burandt. »Ein Telefon mit langer Schnur stand auf dem Flur. Das haben wir dann immer mit ins Zimmer getragen. Es hatte einen Gebührenzähler und wir haben Strichlisten über die Einheiten geführt.«

Früher habe man sich schneller aus den Augen verloren als heute, berichtet sie. Eine Vernetzung über das Internet gab es nicht. So kam es in manchen Kursen oder WGs einfach zu Zweckkontakten auf Zeit. Rückblickend empfindet Petra Burandt die Studierenden der Neunziger als etwas ›politischer‹ als heute. »Es

kam zum ersten Mal die Idee von Studiengebühren auf und ich erinnere mich an große Demos.«

Was man mit dem Studium anfangen wolle oder gar Karrierepläne seien kein großes Thema gewesen. »Viele Biologen haben sich für eine Promotion entschieden, weil sie keine Alternativen wussten und man dann erst einmal auf einer halben Stelle an der Uni bleiben konnte.« Man besorgte sich die Stellenausschreibungen aus überregionalen Tageszeitungen, um sich einen Überblick über mögliche Tätigkeitsfelder zu verschaffen. Burandt entschied sich unter anderem für eine Promotion, um als Ergänzung zum Studium tiefere Einblicke in Molekularbiologie und Gentechnik zu erhalten. Gegen Ende der Promotionszeit überlegte Petra Burandt, dass sie gerne ihre Bankausbildung und ihr Studium verbinden wollte und fand diese Möglichkeit schließlich als selbständige Finanz- und Karriereberaterin bei MLP. »Das hat zwar inhaltlich nichts mehr mit Biologie zu tun, doch

mein analytischer Beratungsstil und meine eigene Studienerfahrung helfen mir, meine zumeist akademischen Kunden auf Augenhöhe zu unterstützen.«

meiner analytischer Beratungsstil und meine eigene Studienerfahrung helfen mir, meine zumeist akademischen Kunden auf Augenhöhe zu unterstützen.«

Petra Burandt ist Hannover treu geblieben und nimmt gerne an den Veranstaltungen des Alumnibüros teil. »Kontakte knüpfen ist doch einfach interessant und erleichtert auch manches im Beruf«, meint sie. Dem Sammeln bloßer Internetkontakte wie es heute von vielen in den so genannten Social Media gehandhabt wird, steht sie eher skeptisch gegenüber. »Ich bin vor allem mit Menschen vernetzt, die ich auch im echten Leben getroffen habe.«

mh

In einer anderen Zeit

STUDIENERLEBNISSE AUS ZWEI GENERATIONEN

Es gibt Familien, in denen haben sowohl Eltern als auch Kinder an der Leibniz Universität studiert. Rund 25 Jahre nach dem eigenen Studium beginnen die Kinder der ehemaligen Studierenden ihren eigenen Weg an der Leibniz Universität – und beschreiben einen Studien- und Lebensalltag, der sich in manchem ähnelt – aber in vielem auch unterscheidet. Rainer Feldkamp (57) und sein Sohn Niko Feldkamp (20) haben AlumniCampus von ihrer Studienzeit erzählt und dabei selber spannende Unterschiede gefunden. Der Vater ist Diplom-Ingenieur, er hat von 1976 bis 1984 Maschinenbau studiert, der Sohn ist gerade im fünften Semester zum Bachelor in Wirtschaftswissenschaften. Eine kleine Reise durch zwei Generationen.

»Ich wusste eigentlich gar nicht, was mich erwartet, als ich mich nach Abitur und Bundeswehr für Maschinenbau bewarb«, erzählt Rainer Feldkamp. Er wollte etwas Technisches machen, hatte aber weder Vorbild noch hinreichende Informationen aus dem Beruf. Rainer Feldkamps Eltern besaßen eine kleine Bäckerei in Hannover, die ersten Jahre seines Studiums wohnte er zuhause. Die Wochenenden waren verplant, denn er musste in der Bäckerei helfen. Erst als seine Eltern 1981 in den Ruhestand gingen und die Bäckerei aufgaben, war noch Platz für andere Aktivitäten.

Der Studienbeginn war ein Sprung – oder eher ein Schubs – ins kalte Wasser: »Es gab keinerlei Einführung, wir waren völlig auf uns allein gestellt. Bei der ersten Vorlesung konnte ich mit meinen Schulgrundlagen etwa zehn Minuten folgen, dann war Schluss«, erinnert er sich. Die Logik aus dem Lateinunterricht hätte ihm geholfen, den Abstraktionsprung im Studium zu bewältigen, meint er heute. »Aber man musste es schon sehr wollen.« Viele sprangen damals ab. Die Studierenden waren relativ frei in der Zusammenstellung des Stundenplans, aber mit Semesterwochenstunden und dem Arbeitsaufwand auch gut ausgelastet. Eine »Success-Story« waren für ihn die »Quickies«, die Mathe-Schnelltests am Wochenanfang. »Für mich brachte das Kontinuität ins Lernen, ich war meist gut vorbereitet. Die Ergebnisse flossen in die Endnote ein, so dass ich ein gutes Polster – und ein gutes Gefühl – hatte«, berichtet er. Anders sah es in Technischer Mechanik und Thermodynamik aus. Hier gab es Tutorien als Prüfungsvorbereitung bei externen Veranstaltern, die gegen Bezahlung den Stoff wiederholten. »Geldschneiderei«, urteilt Rainer Feldkamp heute. Über den Berufseinstieg nach dem Studium haben er und seine Kommilitonen sich gar nicht so viele Gedanken gemacht. »Das geht schon irgendwie weiter«, war die allgemeine Stimmung. Die Welt war auch nicht so transparent wie heute, es gab kein Internet, man hatte gar nicht die Informationen, anhand derer man so genau hätte planen können. »Das hat uns aber nie Sorgen bereitet«, erinnert sich Rainer Feldkamp. Heute arbeitet der 57-jährige bei T-Systems, einer Telekom Tochter für Informations- und Kommunikationstheorie, an dem Thema »Vernetztes Fahrzeug«. »Ein spannendes und noch neues Feld, der letzte weiße Fleck in der Fahrzeugentwicklung«, wie er sagt.

Für Sohn Niko Feldkamp war früh klar, dass er auch studieren wollte. »Ich hatte das bei meinem Vater so gesehen und fand das gut. Ich wollte aber nichts Technisches, sondern ein Studium, das sehr vielfältig und breit angelegt ist. An der Leibniz Universität ist der Bachelor in den Wirtschaftswissenschaften achtsemestrig, vertieft wird erst ab dem sechsten Semester, und ich sah hier die Chance auf eine breite Ausbildung, die alle



Hannover im Blut: Vater Rainer Feldkamp und Sohn Nico Feldkamp vor »ihrer« Uni.

Möglichkeiten offenlässt«, erzählt er. Anders als sein Vater, der aus Hannover stammte und die ersten Jahre bei seinen Eltern wohnte, zog er von Wolfsburg, wo die Familie heute lebt, gleich nach Hannover – in eine 2er-WG in die Nordstadt. »Perfekt«, stimmen Vater und Sohn überein. Das Studium beschreibt er als klar strukturiert und durchgetaktet. Einerseits ist – wie für seinen Vater – jede geschaffte Prüfung ein Erfolg, der ja schon für die Endnote zählt, andererseits fühlt er sich durch die Zwangsmeldung zu den Prüfungen schon etwas fremdbestimmt. »Im Grunde studieren alle für die Prüfungen«, sagt er. Ihm fällt auf, »dass alle jetzt schon auf den Abschluss schauen und sehr fixiert auf eine zukünftige Karriere sind. Wir überlegen alle, ob die Leistungen wohl reichen und ob wir das Richtige studieren.« Es gibt schon Freundschaften, erzählt er, aber der Prüfungsdruck verstärkt das Konkurrenzdenken. »Manche halten auch Unterlagen zurück, wenn sie sich davon einen Vorteil versprechen«, erzählt er. Positiv findet er, dass der Druck das Engagement erhöht: »Wir investieren viel in das Studium«, erzählt er. Zwischen Bachelor und Master plant er ein Jahr im Ausland. »Praktikum machen und richtig Englisch lernen« ist das Ziel, denn ohne Englisch geht es nicht mehr. Auch jetzt nutzt er die Semesterferien für ein Praktikum und stellt mit Freude fest, dass er das Wissen aus dem Studium schon anwenden kann. Vater Rainer Feldkamp sieht, dass die Erwartungshaltung an die jungen Studierenden heute viel höher ist. »Bei uns war ein Auslandsaufenthalt die Ausnahme, und wenn ich einen gemacht hätte, hätten mir die Englischkenntnisse nicht genützt, das war damals gar nicht gefragt.«

Beide Feldkamps sind engagierte Fußballer gewesen, eine Leidenschaft, die auch im Studium nicht verlorengeht: Niko Feldkamp hat in seiner Schulzeit als Fußball-Jugendtrainer in Wolfsburg gearbeitet. Seit er an der Universität ist, bleibt dafür leider keine Zeit, aber er spielt noch selber beim Hochschulsport. Auch sein Vater teilt diese Begeisterung: »Neben Studium und Bäckerei waren am Wochenende die Stehplätze bei Hannover 96 ein fester Programmpunkt.«

Vater Rainer Feldkamp freut es, dass sein Sohn den Weg an die Universität gefunden hat. »Ich darf das alles noch einmal erleben«, sagt er und freut sich über die neuen Möglichkeiten, wie Online-Vorlesungen, die sein Sohn ihm am Wochenende zuhause gezeigt hat. Nach seiner eigenen Erfahrung lässt das freie und selbstbestimmte Umfeld der Universität Raum für persönliche und fachliche Entwicklung und Entfaltung. Auch wenn das Studium anders ist als früher – es ist ja auch eine andere Zeit. **mw**

Gesucht: Zimmer! STUDENTISCHER WOHNRAUM IN HANNOVER IST KNAPP

Rund 4000 Erstsemester haben im Oktober ihr Studium an der Leibniz Universität begonnen, das Studentenwerk verzeichnete im Oktober 2013 über 2300 Bewerbungen auf nur 750 Wohnheimplätze und auch auf dem privaten Wohnungsmarkt ist zu Semesterbeginn Hochkonjunktur. Viele Suchende bekommen jedoch aufgrund der großen Nachfrage nicht einmal einen Besichtigungstermin.

Schwierig ist die Lage für internationale Studierende. An der Leibniz Universität Hannover sind jedes Jahr viele Studierende aus dem Ausland zu Gast. Einige kommen nur für ein Semester in Austauschprogrammen, aber es zieht auch viele im Rahmen eines Sommerkurses oder Praktikums für einen kurzen Zeitraum von ein bis drei Monaten in die Leinestadt. Vielleicht waren auch Sie während Ihres eigenen Studiums für eine Zeit im Ausland und kennen die Situation: Auf dem freien Wohnungsmarkt ist es oft schwierig, für eine begrenzte Zeit teilmöblierten Wohnraum zu finden.

Zusammen mit dem Studentenwerk und dem Hochschulbüro für Internationales suchen wir daher Alumni, die bereit sind, ein Zimmer oder eine Wohnung an deutsche und internationale Studierende zu vermieten.

→ Sie möchten für einen längeren Zeitraum als privater Anbieter ein Zimmer oder eine Wohnung vermieten? Stellen Sie Ihr Angebot bei der kostenlosen Online-Wohnraum-Börse des Studentenwerks ein! Weitere Informationen finden Sie unter www.studentenwerk-hannover.de. Die

Vermittlungsbörse ist ausschließlich für private, provisionsfreie Angebote. Das Mietverhältnis kommt direkt zwischen Vermietern und Studierenden zustande und wird nicht weiter betreut.

Für Rückfragen steht Ihnen Frau Ingrid Kielhorn vom Studentenwerk, Abteilungsleiterin Studentisches Wohnen, gerne zur Verfügung. Telefon: 0511-7688021, E-Mail: ingrid.kielhorn@studentenwerk-hannover.de.

→ Vielleicht haben Sie nur **temporär** eine kleine Wohnung oder ein Zimmer zur klassischen Untermiete frei oder können sich sogar vorstellen, sich am Gastfamilienprogramm der Universität zu beteiligen? Mit Gastfamilie sind auch kontaktfreudige Wohngemeinschaften oder Einzelpersonen gemeint, die Lust haben, ein Stück deutsche Kultur und Lebensart zu vermitteln.

Hierfür ist Herr Markus Remmers, Hochschulbüro für Internationales, Telefon: 0511-762-4081, E-Mail: markus.remmers@zuv.uni-hannover.de Ihr Ansprechpartner. **mh**

Gibt es immer noch: Schwarze Bretter helfen bei der Wohnungssuche – für die Online-Wohnraumbörse des Studentenwerks müssen Vermieter aber nicht mal in die Uni kommen.

→ www.studentenwerk-hannover.de/wohnraumboerse.php



Die mathematische Formel für eine gute Ehe ALUMNIHOCHZEIT IM HÖRSAAL

Analysis und Stochastik stehen normalerweise auf dem Belegungsplan des Hörsaals B305 im Hauptgebäude. Am 6. September 2013 ließ sich der Standesbeamte Harald Vogt davon inspirieren und stellte eine

Gleichung auf, die Brautpaar und Hochzeitsgesellschaft beeindruckte: Nicht Mann und Frau allein, sondern nur zusammen mit Mut, Vertrauen, Kommunikation, der richtigen Mischung aus Nähe und Distanz und einer ominösen »emotionalen Konstanten« wird eine dauerhafte und liebevolle Ehe gelingen. Die Brautleute Steffen Jankowski und Katrin Rütter – beide ehemalige Sportstudenten – ihre Familien und Freunde fanden dies sehr nachvollziehbar und bedankten sich mit einem dicken Applaus für die schöne »Vorlesung«. Der Bielefeldhörsaal wurde in diesem Jahr schon zum dritten Mal für eine Alumnihochzeit zum externen Trauort umgewidmet. Nach der



Ringe tauschen im Hörsaal: für Steffen Jankowski und Katrin Rütter der richtige Ort für das Jawort.

Eheschließung stießen Brautpaar, Familie, Freunde und Kollegen hinter dem Welfenschloss noch mit einem Glas Sekt an. **mw**



Der Bielefeldsaal im Welfenschloss ist externer Trauort des Standesamtes an der Leibniz Universität.